

Fast so alt wie die Kenntnis der Eigenschaften des elektrischen Stromes ist auch seine technische Verwertung im Bergbau. Die erste Anwendung, die man hier von der Electricität machte, war die, daß man sie zur Entzündung von Sprengstoffen benutzte, wenn, wie es ja öfter vorkommt, größere Massen durch Sprengung befreit werden sollen. Diese Anwendung ist deswegen so alt, weil bereits Reibungs-Electricitätsmaschinen benutzt werden konnten, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Die Zuleitung kann von der Maschine durch eine Leitung in das Innere des Sprengsahes geführt werden, wo zwischen den Drahtenden ein Funke zum Ueberpringen gebracht wird, der den Sprengstoff entzündet, wodurch die Explosion und Sprengung eintritt.

Einen großen Nachteil solcher Vorrichtungen bildet der Umstand, daß das Funktionieren von Reibungs-Electricitätsmaschinen durchaus von dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft abhängig ist. Als daher die elektrische Induction entdeckt war, wurden bald Apparate konstruiert, bei denen die Zündung durch Inductionsfunken bewirkt wird. Derartige Funkenzündapparate sind auch heute noch vielfach in Gebrauch.

Indessen hat auch die vollkommenste Funkenzündung noch mancherlei nicht unerhebliche Mängel.

Diese Mängel werden durch die sogenannte Glühzündung beseitigt. Hier ist die Leitung nirgends unterbrochen, und deshalb kann sie in jedem Augenblick, ja noch unmittelbar vor dem Schusse selbst, mit einem schwachen Strom, der für die Patronen durchaus ungefährlich ist, geprüft werden. Solch ein Glüh-Zündapparat giebt im Augenblick der Zündung eine Leistung von ca. 70 Watt und kann 60-80 gewöhnliche Glühzündpatronen bei einer Leistung von 4000 Fuß (2000 Fuß hin- und 2000 Fuß Rückleitung). Doch sind so große Leistungen bei Sprengungen in Bergwerken häufig nicht nötig.

Von einer noch größeren Bedeutung ist die Reihe anderer Vorrichtungen im Bergbau, bei denen erst in neuester Zeit die Electricität einen wachsenden Einfluß gewonnen hat und noch fortwährend gewinnt, und zwar in der Form der elektrischen Kraftübertragung. Zur Wasserhaltung, zur Wetterführung, zur Förderung, sowie zum Bohren und Schrämen des Gesteins, auch zur Weiterverarbeitung der gewonnenen Materialien über Tage sind eine Reihe von Maschinen nötig, die mit großem Vortheil auf elektrischem Wege angetrieben werden. Nach der Natur des ganzen Betriebes handelt es sich hierbei in erster Linie um eine Kraftübertragung von einer größeren Primärstation aus, die bei einigermaßen ausgedehnten Gruben, wo an jeder Stelle Kraft zur Verfügung stehen soll, unbedingt jede andere Art der Kraftübertragung verdrängen muß.

Die Primärstation ist fast stets über Tage angelegt; zur Verwendung kommt Gleichstrom nur bei geringeren Entfernungen, bei größeren sowie bei Spannungen über 500 Volt wird fast ausschließlich der sogenannte Drehstrom verwendet.

Die elektrische Kraftübertragung von der Primärstation hat den großen Vorzug, immer einen bedeutend höheren Wirkungsgrad, nämlich 75-80 Prozent und selbst mehr zu besitzen als jede andere Kraftübertragung.

Von den elektrisch betriebenen Maschinen, die im Bergbau bereits vielfach im Gebrauch sind, erwähnen wir vor allen die Bohrmaschinen, die zum Anbohren des festen Gesteins dienen. Unsere Abbildung zeigt eine solche Stoßbohrmaschine in der Arbeit vor Ort, d. h. am Ende der Strecke, wo in das harte Gestein Bohrlocher eingetrieben werden, welche die Sprengpatronen aufnehmen.

Neben den Bohrern sind die wichtigsten Maschinen zur Gewinnung des Materials die sog. Schrämm-Maschinen, durch welche besonders in Kohlenbergwerken mit gleichmäßiger flacher Flöszablagerung tiefe und lange Schlitze im Flöz hergestellt werden, um so an die zum Theil freigelegten Flözbänke leichter herankommen zu können. Hier ist der elektrische Antrieb schon deshalb der geeignetste, weil die Schrämmverrichtung während der Arbeit erheblich verschoben werden muß, und weil durch die Maschine hier die schwierige und abspannende Arbeit des Bergmannes wesentlich erleichtert wird.

Ein weiterer sehr wesentlicher Vortheil, durch den die elektrische Kraftübertragung sich einen raschen Eingang in den Bergwerksbetrieb verschafft hat, ist der Umstand, daß man mit ihr sehr bequem eine elektrische Beleuchtung verbinden kann. Das Los des Bergmannes ist ja in der That ein schweres; wenn alles sich freut, was da athmet im rothigen Licht, so fährt er hinab zur Grube, um tief unten aus dem Schooß der Erde, in ewiger Dunkelheit arbeitend, das goldglänzende Metall, das die Gabel der Menschen erweist, oder das nützliche Eisen oder das schwarze Gold, aus dem die Industrie ihre Nahrung schöpft, die Kohle, zu Tage zu fördern. Und nicht genug damit, daß

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 13. Juli 1900.

Jahrgang 20. No. 45.

nie ein Sonnenstrahl an seine Arbeitsstätte dringt, ist die Arbeit selbst auch in hohem Grade gefährlich; herabfallendes Gestein bedroht ihn fündlich, schlechte Luft zehrt an seiner Gesundheit langsam, und häufig genug vernichtet eine Explosion ungerathener Gase eine ganze Anzahl von Arbeitern. Schon aus rein humanen Gesichtspunkten ist daher eine möglichst weite Verbreitung der elektrischen Beleuchtung im Bergbau zu wünschen. Kann sie auch das Sonnenlicht nicht ersetzen, so giebt sie doch eine bedeutend größere Helligkeit und Sicherheit, als alle anderen Lichtarten.

Durch das hellere Licht können gefährliche Gesteinsabstürze leichter erkannt werden, wie überhaupt dadurch die Leistungsfähigkeit des Bergmannes erhöht wird, so daß auch die Verwaltung, welche die Anlagen nicht scheut, durchaus auf ihre Rechnung kommt. Da ferner der Lampenqualm bei der Anwendung solcher Glühlampen weg fällt, so leisten sie auch in hygienischer Hinsicht manchen Nutzen; es ist daher nur mit Freude zu begrüßen, daß die elektrische Beleuchtung immer mehr in den Bergbaubetrieb eindringt.

Wie eine gute Beleuchtung, so ist auch eine gute Wasserhaltung und Wetterführung von der größten hygienischen Bedeutung, wie sie auch notwendig ist, um den Fortgang der Arbeit überhaupt zu ermöglichen und die Gruben vor dem Erfahren zu schützen. Ganz massenhaft sind oft die Wasserminen, wie in die Grubenräume eindringend. Die Pumpen zur Hebung des Wassers werden im Schacht aufgestellt, während sich die Kraftmaschinen über Tage befinden.

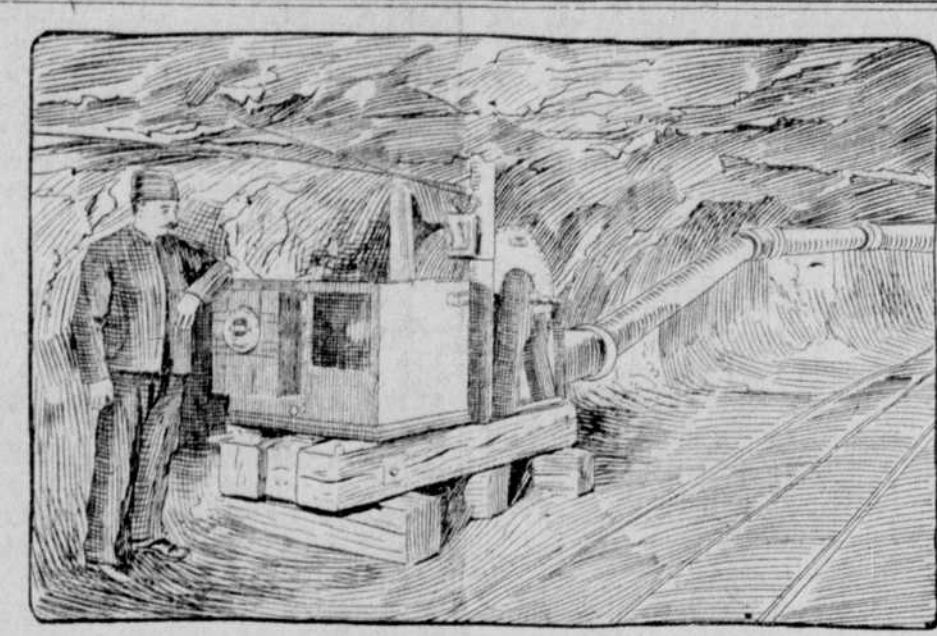


Electriche Bohrmaschine beim Gesteinsbohren.

Unsere Abbildung zeigt eine der neueren großen Kolbenpumpen. Beim Vorstreifen einfallender Strecken finden kleine fahrbare Pumpen jetzt mit Vortheil Verwendung.

Die Wetterführung, also die Fortschaffung der schädlichen Gase, sowie die Zuführung frischer Luft ist ebenfalls nicht nur vom hygienischen Gesichtspunkte aus möglichst zu gestalten; genügt sie den Ansprüchen nicht, so entstehen leicht die explosiblen schlagenden Wetter, denen, abgesehen vom Menschenleben, oft auch mehr Kapital zum Opfer fällt, als eine gute Lüftungsanlage gekostet hätte. Natürlich ergibt sich bei der Einführung elektrischer Kraftübertragung auch der elektrische Antrieb der Ventilatoren von selbst, und zwar nicht nur der großen zur Ventilation der ganzen Grubenanlage bestimmten, sondern auch bei den kleinen, leicht versetzten Ventilatoren für die Verteilung einzelner besonders winternöthiger Betriebspunkte ist der elektrische Antrieb oft wegen seiner Bequemlichkeit sehr nützlich. Unsere Abbildung veranschaulicht eine solche kleine Ventilatoranlage aus einem Hallbergwerk, die mit dem Motor auf einem gemeinsamen Balkentrost, also leicht verschiebbar, angebracht ist. Der Motor ist von einem Schutzkasten umgeben, der zugleich zur Befestigung des Anlasses dient. Der vom Motor durch Riemen angetriebene Ventilator saugt an der seitlichen mittleren Oeffnung seines Blechmantels frische Luft an und drückt sie durch einen an der linken Streckenwand entlang führenden Rohrstrom nach dem winternöthigen Arbeitsort hin.

Die wichtigste Arbeit beim Bergbau besteht in dem Zutaqefördern der gewonnenen Materialien. Zunächst müssen sie von dem Ort der Gewinnung nach den Hauptschächten geschafft werden. Die Lokomotive, die hier natürlich nur als elektrische in Betracht kommen kann, hat vor der Förderung mit Seil oder Kette den Vortheil, daß man mit ihr bis an die Arbeitsstätte fahren kann; namentlich wo viele Abzweigungen vorhanden sind, erwies sich die Lokomotivförderung als praktisch und bringt demgemäß in den Betrieb



Electriche betriebene Wetterführung unter Tag.

ein. In gut ausgerüsteten geraden Strecken überwiegt dagegen noch bei Weitem die Förderung mittelst Seiles oder Kette. Doch wird die Umtriebsmaschine hierbei bereits sehr häufig elektrisch angetrieben.

Nach weiter verbreitet ist der elektrische Antrieb bei Förderung mittelst Seils aus einfallenden Strecken (Hauptstrecken) und senkrechten kurzen Zwischenschächten (Gesenten), wie sie oft in größerer Entfernung von den Hauptschächten vorkommen. Auch die Förderung aus den Hauptschächten geschieht bereits mehrfach mit elektrischem Antrieb. So hat sich die junge Naturkraft Electricität, die berufen ist, die Menschheit aus ihrer todeschwärzen und tobtenaubigen Kindheit in das gesündere und bessere Zeitalter der Jugend und Mannheit hinüberzuführen, im Bergbau eine bis in vorerwähnte Zeiten zurückreichende Industrie erobert.

Das Gebot der Mutter.

Eine seltsame Geschichte von Richard D. Monroy.

Es war auf unserem letzten Jahresbankett im Militärklub. Von dreihundert ehemaligen Kriegssoldaten von St. Cyr waren nur noch hundertundsechzig übrig; die Einen verteidigten sich noch mit tapferem Muthe gegen die Angriffe des Alters; die Anderen waren lahmsüchtig, aufgeschwemmt und hatten, schon bevor sie noch den Major erreicht, die altersgrauen Köpfe höherer Stabsoffiziere.

Natürlich sprach man von den Verschwindenen, Todten; jeden Augenblick hörte man das: „Erinnerst Du Dich noch an...?“ — das sozusagen stets den Refrain dieser Banketts bildend, in dem alte Erinnerungen ausgetauscht werden. Man sprach von Julian, der bei Bomby fiel, von Abraham, von Mesencen, dessen Pferd durchging, von Anthonie, dem eine Granate vor den Augen seiner entseh-

„Nun, meine Herren, es war vor fünf Jahren. Wir befanden uns in St. Germain, der reizendsten aller Garnisonen. Der Capitain d'Armand nahm mit seinem Namen, seinem großen Namen und seiner ritterlichen Eleganz, eine glänzende Stellung in unseren tolen Reihen ein; er war stets der Letzte bei Souper und der Erste zu Pferde.

„Plötzlich hatte sich das Alles verändert. Die Herzogin von d'Armand war eines Tages an einem Herzschlage verstorben.

„Von dem Augenblick an, da der Capitain nicht mehr seine Mutter hatte, „Mama“, wie er mit kindlicher Zärtlichkeit sagte, die in dem Munde dieses großen Menschen mit dem langen Schnurrbart einen so ruhrenden Kontrast bildete, an dem Tage, da er sich nicht mehr nach mehrtägigem Bummeln von Zeit zu Zeit in dem Hotel der Rue St. Dominique aufzufrischen konnte, war er nicht mehr er selbst. Er fuhr nicht mehr nach Paris, und wenn er nicht Dienst hatte, verließ er den kleinen Pavillon in der Rue de Beaulieu nicht mehr, sondern blieb stundenlang vor dem von Cabanel gefertigten Porträt der Herzogin in stiller Betrachtung sitzen. Er blühte die theure Tobte mit ihrem aschfarbenen, blonden, etwas gemelten Haaren, ihrem sanften Lächeln und ihren blauen Augen an, die ihm in alle Ecken des Zimmers zu folgen schienen. — Vergebens versuchte ich, den Capitain dieser fixen Idee zu entreißen.“

„Nein, siehst Du,“ sagte er zu mir, „ich bin auf einmal ein alter Mann geworden, denn so lange man seine Mutter hat, hält man sich für jung. Das Leben, das man so jeden Tag rückwärts fortwirft, ist nur ein Traum, ohne diese regelmäßigen Raststunden, die man unter dem mitterlichen Dach abhält, wo man wieder Athem schöpft und wieder zu sich selber kommt. Der Mann ist zu betlagen, der kein Heim hat, wo er sich ausruhen und das er verlassen kann, um stärker und selbst-

bewußter wieder in die Welt hinauszutreten.“ Er wurde immer schweigsamer und immer düsterer. Als ich ihn eines schönen Wintermorgens zum Manöver abholen wollte, fand ich ihn ganz besonders aufgeregt.

„Du wirst über mich lachen,“ sagte er plötzlich, „aber mir ist heut' eine ganz merkwürdige Geschichte passiert.“

„Was denn?“

„Du kennst doch den Abbe Vincent, den ersten Vikar von St. Germain. Denke Dir, heute Morgen kommt er in Begleitung eines Chortnaben zu mir, der das heilige Sakrament trägt. Natürlich wundere ich mich.“

„Sie müssen sich irren, Herr Abbe. Jedenfalls täuschen Sie sich in der Adresse.“

„Und d'Armand,“ sagte der Capitain Charne, „erinnert Ihr Euch an d'Armand?“

„Blötzlich sagte der Commandant Fabert zu uns im ersten Tone: „Meine Herren, ich war damals Capitain im siebzehnten Chasseur-Regiment, und ich verfiere Sie, ich kann — ohne daß ich naiver, als sonst jemand bin — nicht an diese Geschichte denken, ohne jene Angst zu empfinden, die uns bei den Problemen erfährt, die unser Verstand nicht begreifen will.“

„Erklären Sie sich! Erklären Sie sich deutlicher!“ tief man in der Runde.

„Nein, nein; man hat mir gesagt, ich solle zu dem Capitain d'Armand gehen.“

„Dann hat man sich einen sehr unpassenden Scherz erlaubt, und wenn ich den Urheber desselben in Erfahrung bringe...“

„Der Capitain, ich verfiere Sie, die Dame, die mich zu Ihnen geschickt, sah höchst respektabel und glaubwürdig aus.“

„Eine Dame?“

„Zawohl, eine Dame, der ich auf dem Kirchenplatze begegnet bin... Aber sehen Sie, da ist sie ja!“

Und plötzlich zeigte der Abbe Vincent auf das Porträt meiner Mutter, das an der Wand hing.

„Ich gestehe, ich konnte mich eines gewissen Angstgefühls nicht erwehren.“

„Sie sind ganz sicher, daß Sie dieser Dame begegnet sind?“

„Ja, Capitain... oh, ich würde sie unter Tausenden wieder erkennen. Sie hat heftig darauf bestanden und mich dabei mild und traurig angesehen. Dabei sagte sie: „Eilen Sie, eilen Sie, es ist die höchste Zeit!“ Ja, ja, es ist die Dame, die das Bild vorstellt.“

„Nun denn, Herr Abbe, dieses Bild stellt meine Mutter, die Herzogin d'Armand, vor, die vor etwa zwei Monaten gestorben ist!“

Der Priester zitterte ein wenig und sagte dann:

„Mein liebes Kind, die Wege der Vorsehung sind wunderbar. — Empfangen Sie das heilige Sakrament. Es ist immer gut, mit seinem Gott verkehrt zu sein. Und dann — wer weiß — der Frau Herzogin wird es da oben sicherlich Freude machen.“

Da habe ich denn keinen Einwand mehr erhoben und tief bewegt gebeichtet und das Abendmahl genommen.

Vielleicht hatte der brave Mann eine Hallucination gehabt, vielleicht ist er der Spielball einer Nebligkeit geworden. Kurz und gut, es ist geschehen, und jetzt vorwärts zum Manöver.

Ich erinnere mich, daß es an einem Morgen ebenso wie heute etwas kalt war. d'Armand ritt einen prächtigen Braunen, den er am vorigen Tage auf der Auktion des Lord Darlington gekauft hatte.

Wir strengten im Galopp davon, um uns der Schwadron anzuschließen, und der gefrorene Boden halte unter den Füßen unserer Pferde dumpf und dröhnend wieder.

Ich verfluchte, meinen Freund heiter zu stimmen und zu zerstreuen, doch er blieb düster und kam stets auf den Versuch des Abbe zurück, indem er mit seltsamer Stimme zu mir sagte:

„Gestehen Sie, die Sache ist eigen-thümlich.“

Wir kamen auf dem Manöverfelde an, meldeten uns beim Obersten zum Appell und sprengten dann auf unsere Schwadronen zu.

In diesem Augenblick kam ein Reutritt, dessen Pferd durchgegangen, auf uns losgeföhrt.

Der arme Junge hatte vollständig die Besinnung verloren, hatte die Fügeln seines Pferdes fahren lassen und klammerte sich aus Leibesträften an den Sattel seines Renners an.

Der Zusammenstoß war schrecklich. Mein Dienstpferd, ein alter Rappe, der an solche Ueberfallungen gewöhnt war, rührte sich nicht vom Flecke, doch d'Armand's Brauner bäumte sich müthend und stürzte zu Boden; eine Sekunde sah ich eine auf den Boden zusammenstürzende Masse; dann sprang das Pferd verzweifelt mit einem Schreie auf, während mein unglücklicher Freund, dem der Schädel von einem Schlag mit dem Huf zertrümmert worden, benimmungslos auf der Erde lag.

Unalldlicher Weise war der Reutritt nicht da. Man brachte den Verunglückten im Kantinenwagen nach St. Germain, doch es war schon zu spät. Er starb nachmittags gegen fünf Uhr, ohne ein Wort gesprochen oder das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. — Ich aber, der ich die Geschichte des Abbe Vincent konnte, habe darauf bestanden, man solle mit auf die Todesanzeigen setzen: „Mit den Segnungen der Kirche versehen.“

Franz bei Shafespeare.

Edwin Borman in Leipzig schreibt: Einer der am häufigsten vorkommenden Namen in den Shafespeare-Dramen ist der Vorne Franz. Wir befragen ihn in der englischen Form Francis, in der spanischen Form Francisco und in der englischen Reformform Frank. Sehen wir uns jetzt diese Kränze etwas näher an. Da sie fast alle nur Miniaturrollen spielen, so ist das keine so anstrengende Arbeit. Das Lustspiel „Der Sturm“ zeigt uns einen Francisco, der den Titel Lord hat und königlicher Rath ist. Das Lustspiel „Viel Lärm um nichts“ zeigt uns einen Francis (Seacolo), der Jurist und ein Gelehrter ist. Der zweite Theil „König Heinrich's IV.“ zeigt uns einen Fran-

cis (Pickbone), der ein junger Jurist an einer der Londoner Rechtsschulen ist. „Richard der Dritte“ zeigt uns (in der Originalausgabe) einen Francis, der den Titel Sir führt. „Hamlet“ zeigt uns einen Francis, der magenschwach ist. „Der Sommernachtsraum“ zeigt uns einen Francis (Flute), der mit einer Larve spielt und sein Gesicht verbergen will. „Die lustigen Weiber von Windsor“ zeigen uns einen Frank (Wisher Ford), dessen Frau Alice heißt. Nun lebte aber zu der Zeit, als die Shafespeare-Dramen erschienen, in London ein Mann, der Francis hieß, und auf den alle diese Einzelseigenschaften aufs Haar paßen. Francis Bacon war Gelehrter und Jurist und gehörte einer der Londoner Rechtsschulen von Jugend auf als Mitglied an. Francis Bacon, als „Der Sturm“ zum ersten Male gedruckt wurde, war Lord und königlicher Rath. Francis Bacon führte vorher den Titel Sir. Francis Bacon liebte es, sich vor den Augen der Welt zu vertheilen, Francis Bacon war magenschwach, und Francis Bacon hatte eine Frau mit Namen Alice. Die Anhänger der Bacon-Shafespeare-Theorie werden hierin einen neuen Beweis der Behauptung finden, daß Francis Bacon die Shafespeare-Dramen gedichtet hat. Die Vertheilung seiner verschiedenen persönlichen Eigenschaften auf die verschiedenen einzelnen Kränze der Dramen, war, werden sie sagen, ein beachtlicher Scherz. Die Gegner der Bacon-Shafespeare-Theorie werden wiederum Alles für Zufall erklären. Die Thatfachen der Uebereinstimmung aber — sei es Zufall, sei es Absicht — bleiben nach wie vor bestehen.

Ein Narrendorf.

In Laos, im französischen Indochina, findet man ein Narrendorf, das in seiner Art einzig ist. In dieser ganzen schwach besiedelten Gegend findet man nur ein einziges Dorf, das 300 Häuser zählt, und dieses ist Ban-Keune am Namquame, das Dorf der Narren. Gerade der seltsamen Zusammenfügung seiner Bevölkerung verdankt das Dorf seinen verhältnismäßig großen Umfang. In Laos sind Fälle von Wahnsinn überhaupt häufig, und auf Reisen trifft man häufig Personen, die vor dieser Krankheit befallen sind; dieselbe zeigt sich oft darin, daß die Kranken glauben, einen Bißfell im Leibe zu haben. Unter dem Einflusse dieser Wahnbildung begehrt der „Pipop“, der Besessene, allerhand Ertragsaagungen und richtet sogar Schaden an. Seine Nachbarn suchen sich dann seiner zu entledigen und ihn aus dem Dorfe zu entfernen. Man verdammt ihn also nach Ban-Keune, verfiert sich aber vorher, daß er auch wirklich „Pipop“ ist, was man durch ein an Gottesurtheil erinnerndes Verfahren ermittelt; man bindet ihm Hände und Füße und wirft ihn ins Wasser. Schwimmt er oben auf, so ist er nicht befallen, geht er dagegen unter dem Grund, so ist er der Verbannung geweiht. Während dieses Experimentes wird er natürlich bewacht und im Falle des Untertauchens sofort herausgeholt. Im Narrendorf leben nun diese Unglücklichen und beirathen unter einander. So ist es ihnen gelungen, eine Kolonie zu bilden, die nicht nur eine ziemlich beträchtliche Bevölkerung hat, sondern auch relativ blühend und reich ist; denn sie allein bringt dem französischen Protectorat jährlich tausend Pfister Steuern.

Folgen des Sports.

Gabriele d'Annunzio war der Erste, der die Schönheit der Hände der sonst nicht eben schönen Eleonora Duse feierte. Der Dichter hat der großen Künstlerin seine „Gioconda“ mit den Worten gewidmet: „Der Eleonora Duse dalle belle mani“. Jetzt sprechen auch die großen englischen Blätter in Ausdrücken höchster Bewunderung von diesen feinen Händen; die „Times“ fingen einen ganzen Hymnus auf die „durchgeglühigten“ Hände und trösten zugleich die mit minder schönen Händen begabten „Ladies“ und „Misses“, indem sie mit großer Gelahrtheit erklären, daß die Duse-Gände nichts Italiensches, nichts Charakteristisches Nationales seien, sondern etwas durchaus Individuelles. Man wird die Trostworte des Citiblattes begreifen und nach ihrem wahren Werthe schätzen, wenn man erfährt, daß die Hände und Füße der Frauen und Jungfrauen Altenglands gegenwärtig eine schwere Krise durchmachen. Eine Rundfrage, die jüngst den Handschuhmachern und Damenschuftern des Londoner Westens vorgelegt wurde, lieferte den trostlosen Beweis, daß die Frauenhände und Frauenfüße in England immer größer werden. Man lacht wohl dieses traurige Phänomen durch die gewaltige Entwicklung der sportlichen Leubungen zu erklären; aber diese Erklärung kann die schreckliche Thatfache nicht abschwächen oder gar aus der Welt schaffen.

Für das laufende Jahr sind bis jetzt der Baldwin'schen Locomotiven-Bauanstalt Bestellungen auf nicht weniger als 1,200 Locomotiven zugeganen, von welchen 400 vom Ausland in Auftrag gegeben worden sind.

Das Obergericht von Massachusetts hat entschieden, daß ein Zweirad kein Fuhrwerk ist, sondern eine Maschine und ein Radler keine Entschädigungsansprüche wegen schlechter Fahrstrafen hat, die der Besitzer eines verunglückten Fuhrwerks erheben mag.